

Marion Gräfin Dönhoff: Was mir wichtig war

Am 11. März 2002 starb mit 92 Jahren die „Grande Dame“ des bundesdeutschen Journalismus, Marion Gräfin Dönhoff. Ihr Name steht synonym für die liberale Wochenzeitung „Die Zeit“, deren Team sie über ein halbes Jahrhundert angehörte, zunächst (seit 1946) als Redakteurin, dann als Leiterin des Politischen Ressorts, seit 1968 als Chefredakteurin und schließlich ab 1973 als Herausgeberin. Zwei ihrer Wegbegleiter, der langjährige Chefredakteur der „Zeit“ Theo Sommer und ihr ehemaliger Stellvertretender Chefredakteur und geschäftsführender Vorstand der „Marion-Dönhoff-Stiftung“ Haug von Kuenheim, unternahmen nun den Versuch eines Porträts mit Reden der Gräfin, Aufzeichnungen, Artikeln und letzten Gesprächen mit ihr. Was dabei herausgekommen ist, hat sich Edgar Illert angeschaut.

Wenn jemand Prominentes aus dem journalistischen Lager verstirbt, dauert es meist nicht lange, bis der Markt mit Biographien und Porträts des/der Verstorbenen aus der Feder von Kollegen und so genannten guten Freunden überschwemmt wird. Oft sind die Resultate recht uninteressante Dutzendware, oft nicht einmal das, doch manchmal leuchtet auch ein Juwel der Erkenntnis aus der Masse des grauen Schiefers heraus. Eins vornweg: Zur Kategorie der Juwelen gehört „Was mir wichtig war“ nicht.

Und das hat mehrere Gründe. Zum einen ist das Bändchen eine Sammlung dreier unterschiedlicher journalistisch-literarischer Formen: Gespräche mit der Gräfin während ihrer letzten Lebensmonate werden abgelöst von Reden von ihr, die schließlich durch Aufzeichnungen und Artikel aus ihrer Feder ergänzt werden. Man erfährt also nicht allzu viel Neues.

Zum anderen wird der Versuch der thematischen Gliederung von den Herausgebern formal selbst torpediert. Statt einer inhaltlichen Strukturierung bevorzugen Sommer und von Kuenheim eine medienbezogene Chronologie: zunächst die Gespräche, danach die Reden und zum Schluss die Aufzeichnungen und Artikel. Also auch vom dramaturgischen Standpunkt aus ein Missgriff: Das eigentlich Spannende, das Neue für den Leser, die Gespräche kommen nicht am Schluss, sondern am Anfang des Buches. Dabei müssten die journalistischen Haudegen ihr Handwerk eigentlich beherrschen.

Was erfährt man nun über den Menschen Marion Dönhoff?

Sie wurde als Spross eines Adelsgeschlechts in Ostpreußen geboren und absolvierte eine für Ihresgleichen damals ungewöhnliche Ausbildung: Abitur in einer reinen Jungenklasse und nach dem Besuch einer Haushaltsschule in der Schweiz Studium der Volkswirtschaft in Frankfurt am Main. Sie begibt sich, als sich die Nazis ab 1933 an der Universität breit machten, in die Obhut des Schweizer Ökonomen und Sozialwissenschaftlers Edgar Salin und promoviert unter ihm 1935 über das Zustandekommen des ostpreußischen Großgrundbesitzes. Sie gerät in den Dunstkreis der „Männer“ des 20. Juli und kommt nach dem missglückten Attentat auf Hitler mit dem Schrecken

davon. Als die Russen Anfang 1945 nach Ostpreußen vordringen, begibt sich die Gräfin auf ihren „Ritt gen Westen“, über den sie in ihrem ersten Beitrag für die „Zeit“ berichtet. Nach ihrem Unterkommen bei der neu gegründeten „Zeit“ wird sie diese Zeitung zeit ihres Lebens begleiten.

Dies sind die Fakten, und aus ihnen lassen sich die Leitmotive des Lebens der Gräfin herausdestillieren: Adel auch und vor allem des Geistes, Preußen, soziale und persönliche Verantwortung, Aussöhnung mit dem Osten. Nie wird sie müde, auf die Vorbildrolle Preußens hinzuweisen, wenn es um geistige Toleranz und Rechtsverbindlichkeit für jeden geht. Eines ihrer großen Vorbilder ist Friedrich II., den sie in seiner Entwicklung vom liberalen Reformier und Freund der Künste zum zynischen Misanthropen durchaus kritisch einzuschätzen weiß, ohne den es aber das, was die Gräfin als preußische Tugenden so hoch schätzt und um dessen Verlust sie in ihren letzten Jahren immer stärker bangte, nicht gegeben hätte.

In dieser preußischen Tradition sieht sie auch die Männer des 20. Juli, ist doch unter ihnen der überrepräsentierte preußische Anteil kein Zufall. Der zentrale preußische Begriff der „Zivilcourage“ ist es, der diese Männer angetrieben hat, gespeist aus sozialer Verantwortung (hier wäre vielleicht ein kleines historisches Fragezeichen angebracht) und persönlicher Integrität, zurückgehend auf den kategorischen Imperativ ihres Königsberger Landmannes, Immanuel Kant. Die militärischen Implikationen der Beweggründe spart die Gräfin in ihren Überlegungen zumeist aus.

Die bereitwillige Aufgabe Preußens nach dem Zweiten Weltkrieg durch Adenauer empfindet sie als Verlust, den sie dem Rheinländer nicht verzeihen kann. Sie setzt sich hinfert vehement für die Aussöhnung mit dem Osten ein, für eine gesprächsgeleitete aktive Ostpolitik. Als ihr Willy Brandt 1970 anbietet, zur Unterzeichnung des deutsch-polnischen Vertrages mit nach Warschau zu kommen, ist sie dazu dann allerdings doch nicht in der Lage, wäre das Trinken eines Glases auf den Abschluss eines Vertrages, der den endgültigen Verlust der Heimat besiegelt, doch „mehr, als man ertragen kann“, wie sie anmerkt.

In ihren letzten Jahren wird die Gräfin zunehmend skeptischer in ihrer Zukunftszuversicht, sie beklagt öfter einen Materialismus ohne metaphysische Grundlage. Diesen Sozialdarwinismus bezeichnet sie öfter als „Catch-as-catch-can“, ein Ausdruck, der aus dem gräflichen Mund doch etwas befremdet. Und ihrer Forderung „Zivilisiert den Kapitalismus“ haftet in ihrer sympathischen Naivität auch etwas verzweifelt Hilfloses an, muss sie doch immer wieder erkennen, dass das ihr lieb gewonnene Modell der auf sozialer Verantwortung basierenden Organisation des elterlichen Gutshofes für die Organisation eines modernen Industriestaates nicht taugt.

Und das sind die besten Momente des gut 200 Seiten starken Bändchens, wenn Marion Gräfin Dönhoff in den Gesprächen mit Sommer und von Kuenheim ihrer fast schon verzweifelt zu nennenden Hilflosigkeit gewahr wird, einer Hilflosigkeit, die man in dieser Offenheit von einer politischen Persönlichkeit wie der Gräfin nie und nimmer erwartet hätte. Und ihren beiden Interviewpartnern waren diese zutiefst menschlichen Einblicke wohl

nicht ganz geheuer, wie sonst ließe sich erklären, dass sie jedes Mal in einer solchen Situation sofort das Mäntelchen der „öffentlichen“ Marion Gräfin Dönhoff darüber decken, das Thema wechseln oder das Gespräch abbrechen, um es an späterer Stelle durch „autorisierte“ Reden oder Artikel zu ergänzen.

Doch dieses Ergänzen ist in Wahrheit ein Abwiegen, vermutlich in bester Absicht, um die Gräfin in der Öffentlichkeit nicht zu sehr zu exponieren. Doch wird damit die Chance eines menschlichen Porträts eines interessanten Menschen vertan. Was stattdessen dabei herauskommt, ist ein leidenschaftsloses, sich mitunter wiederholendes, oft langweiliges Fragment, was die Herausgeber bisweilen sogar zugeben. Warum sie es dennoch veröffentlicht haben – nun, darüber lässt sich prächtig spekulieren. Marion Gräfin Dönhoff hätte jedenfalls etwas Besseres verdient.

Marion Gräfin Dönhoff: Was mir wichtig war. Letzte Aufzeichnungen und Gespräche. Berlin 2002. Siedler Verlag. 202 Seiten. € 18,–